



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Woltzendorff: Der deutsche Wundarzt des 16. und 17. Jahrhunderts.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der deutsche Wundarzt des 16. und 17. Jahrhunderts.

Wenngleich die Zustände des 16. und 17. Jahrhunderts weit von denen unserer Tage verschieden sind, so fehlt es doch nicht an ähnlichen Zügen zwischen beiden, und wir werden daher in nachfolgender Darstellung oft genug ein Spiegelbild heutiger Verhältnisse erkennen. Das Personal, welches am Schlusse des Mittelalters die Chirurgie ausübte, war ein bunt zusammengesetztes und sehr verschiedenwerthiges. Die eigentlichen Wundärzte waren die Barbierer; sie erlernten ihre Künste innerhalb dreier Jahre, die sie nach zurückgelegter Schulzeit bei einem Meister in der Lehre zubrachten. Sie mußten Haar schneiden, Bart putzen, aufsetzen, parfümiren, pudern, etwas Ader lassen und zur Noth eine Fleischwunde heilen; von der eigentlichen Wundarznei wußten sie so viel wie die „Balgtreter vom Orgelspiel“. Zunächst kam alles auf die Wahl des Meisters an; derselbe mußte tüchtig sein und es mit seinen Schülern ehrlich meinen. Oft genug verstanden die Meister selbst nichts oder nahmen die Zungen zu keiner Operation mit, unterwiesen sie nicht in den nöthigen Handgriffen oder ließen sie gehen, wie sie gehen wollten. Andere wieder pflegten ihre Künste geheim zu halten und lieferten so das Widerspiel mancher heutigen Fachgenossen, die mit rührender Fürsorge gern durch eine „vorläufige Mittheilung“ die staunende Welt von einer neuen Entdeckung möglichst bald in Kenntniß setzen.

Für diejenigen, welche mit dem niedrigsten Maaße des Wissens nicht zufrieden waren, begann die eigentlich chirurgische Ausbildung erst nach beendeter Lehrzeit. Es standen zur Weiterentwicklung viele Wege zu Gebote; welchen von diesem der junge Wundarzt (tiro) einschlug, das hing vorzugsweise ab von dem Gelde, den Vorkenntnissen und Fähigkeiten, die der Betreffende hatte oder nicht hatte. Er konnte an einer Universität theoretische Collegia über Chirurgie hören — falls solche gelesen wurden. Zu praktischer Ausbildung

bot ihm eine deutsche Universität überhaupt keine Gelegenheit. Wollte er eine Universität besuchen, dann wandte er sich anders wohin, womöglich nach Padua, denn dort wurden von berühmten Lehrern Operationskurse an Leichen „vornehmlich den Deutschen zu lieb“ abgehalten. Ein zweiter Weg bot sich, insofern als hier und da gelehrte Medici ganz unabhängig von den Universitäten theoretischen wie auch bis zum gewissen Grade praktischen Unterricht erteilten und die jungen Wundärzte mit zu solchen Kranken nahmen, „bei welchen was Absonderliches und zu vermerken wohl werthes zu observiren“ war. Es galt daher für eine große Errungenschaft, wenn es einem Barbiergefellen gelang, sich an einen vornehmen Medicus anzuschließen. Nächstdem ging der Wundarzt auf die Wanderschaft und besuchte, wenn es irgend thunlich war, Italien, Frankreich oder Holland, wo er sich bei berühmten Meistern der Wundarznei kürzere oder längere Zeit aufhielt. Am liebsten wählte er volkreiche Städte, welche große Spitäler hatten und ein möglichst reichhaltiges Material lieferten. Ein Chirurg, der Mitglied des Collegium chirurgicum in Copenhagen werden wollte, mußte vorher mindestens 4 Jahre hindurch auf Reisen gewesen sein. Wer sich zum Specialisten ausbilden oder einzelne Fächer besonders cultiviren wollte, der wurde Schüler eines Oculisten, Staairstechers, Stein- oder Bruchschneiders. Die Frage, wie ein Wundarzt sein solle, beantworten die Autoren im Sinne des Hippocrates: neben der geistigen muß auch die körperliche Befähigung vorhanden, der Wundarzt muß kräftig und womöglich wohlgestaltet sein; denn körperliche Schönheit gewinnt — nach Theophrast's Ausdruck — die Gunst der Menschen gleichsam durch einen stillschweigenden Betrug.

Was die allgemeine Bildung betrifft, so soll jeder Wundarzt seine Muttersprache fertig schreiben und lesen können. Griechische Autoren im Urtext zu lesen, ist nicht erforderlich; wohl aber muß er vom Griechischen so viel wissen, daß er die Bedeutung der Fremdwörter kennt, was außerdem dazu dienen würde, „sich ein Ansehen nach größerer hinter ihm stekender Gelehrsamkeit zu setzen“. Jedem bessern Wundarzt galt die Kenntniß der lateinischen Sprache für unerläßlich, die der italienischen, französischen oder englischen für wünschenswerth. Unter den Hilfswissenschaften stand obenan die Anatomie; schade nur, daß es mit ihr in Deutschland sehr schlecht bestellt war. Alle Schriftsteller fordern daher immer wieder zum Studium der Anatomie auf, und Hildanus hat ein Buch geschrieben, lediglich in der Absicht, „damit er denen jungen Barbierer-Gefellen und Lehrjungen möchte Anlaß geben, die müßige Zeit lieber auf dieses hochnothwendige Studium als auf einiges andere zu verwenden“. Einen systematischen Unterricht in der Anatomie gab es vorerst nicht und auch später nur an wenigen Orten. Der Wundarzt konnte dieselbe nur aus Büchern und durch Sectionen lernen. Die am meisten benutzten anatomischen Werke waren

die der Vesal und Bauhinus, der anatomische Abriss von Schaeve und die chirurgische Anatomie Gelmanns. Leichenöffnungen waren im 16. Jahrhundert nicht eben häufige Ereignisse „also daß man gar selten einen unter vielen finden thut, welchem des Menschen innerliche Gestalt bekannt wäre, oder welcher nur einen einzigen Menschen hätte sehen anatomiren und zerlegen“. Das besserte sich etwas, namentlich als in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts Caspar Bauhinus in dem theatrum anatomicum zu Basel seine Demonstrationen hielt. Auch auf anderen Universitäten haben „berühmte und tapfere Anatomici ihre absonderliche Bestallung, damit die studirende Jugend in solcher sehr nützlichen, nothwendig- und gründlichen Kunst nach selbst eigener Begierde kann satzjam unterrichtet und auch ferner darin nach Belieben geübet werden.“ Dr. Merklein bezeugt 1676, daß auf allen Universitäten „je zuweilen“ publice Anatomien abgehalten werden. Dasselbe geschah auch sonst in großen Städten von gelehrten Medicis: „so sind in Nürnberg vornehmlich den Barbierern zu Nuß und Lieb zu unterschiedlichen Zeiten solche Anatomien nicht ohne derer Zuschauer großes Contento und sonderliches Belieben mit unermesslichem Ruhm gehalten worden“. Neben diesen öffentlichen Sectionen stehen als Privat-Anatomien die Dessnungen im Spital Verstorbener, welche mehr den pathologisch-anatomischen Zweck hatten, hinter die verborgene oder doch ungewisse Ursache der Krankheit und des Todes zu kommen. Außerdem pflegte der junge Wundarzt ein exercitium chirurgicum an Thieren oder an einzelnen Theilen des Körpers in seiner Wohnung vorzunehmen. Zur Anleitung im Anatomiren dienten Special-Werke, welche wie Michael Syseri Culter anatomicus eine Beschreibung des Verfahrens und der dazu erforderlichen Instrumente enthielten.

Aus diesem Allen geht hervor, daß die Gelegenheit zur praktischen Erlernung der Anatomie nur an Universitäten und in einzelnen größeren Städten gegeben war, und auch hier in sehr beschränkter Weise. Fabricius ermahnt daher die Obrigkeiten immer und immer wieder, dafür Sorge zu tragen, daß die Wundärzte anatomischen Unterricht erhalten. An Anatomen fehlt es in Deutschland nicht, denn wir haben Plater, Bauhinus, Bartholinus u. A. Wer aber fragen wollte: Wo nehmen wir Leichen her? dem antwortet er drastisch genug: Sterben nicht in den Lazarethen und Spitälern die Leute haufenweis dahin? werden nicht Uebelthäter in Masse gehenkt? — Alle Ermahnungen aber scheiterten an der öffentlichen Meinung, welche die Leichenöffnungen für einem Christen nicht erlaubt hielten. So blieb denn nichts Anderes übrig, als daß die, welche die Anatomie gründlich studiren wollen, in das Ausland gingen, was natürlich nur den besser situirten möglich war.

Die zweite wichtige Hilfswissenschaft war die *Materia chirurgica*, denn da der deutsche Wundarzt diejenigen Arzneimittel, deren Gebrauch ihm von rechtswegen zustand, sich selbst hielt und zubereitete, so mußte er von diesen Dingen eine genaue Kenntniß haben. Das war aber in Wirklichkeit nichts Leichtes. Wohl durften innere Kuren nur mit Beirath und Gutheißsen des Medicus geschehen, aber auch die *Materia chirurgica* für sich allein war „weitläufig und überschwenglich groß“. Gewöhnlich geben die Autoren ihre Formeln über Bereitung und Zusammensetzung der Mittel im laufenden Text. Einzelne jedoch handeln die *Materia chirurgica* gesondert ab. So hat Würtz seiner *Practica* ein „Kochbuch“ angehängt, damit „jedermänniglich bekannt werde, wie man allerlei Balsame, Salben, Oele, Pflaster, Blutstillung, Tränke u. künstlich bereiten und gebrauchen solle.“

Die theoretische Seite der chirurgischen Ausbildung war eine wesentlich andere als heute; denn der Schwerpunkt derselben lag nicht in dem lebendigen Worte des Lehrers, sondern im Lesen gedruckter Bücher. Allerdings konnte der Barbiergefelle gelegentlich ein Collegium über Chirurgie hören, aber der Lector selbst war kein ausübender Wundarzt, und der Besuch einer Universität, gewissermaßen als *studiosus chirurgiae*, gehörte ohnehin zu den Ausnahmen. Die eigentliche Bildungsstätte des künftigen Wundarztes war und blieb die Barbierstube; die fast ausschließliche Bezugsquelle theoretischen Wissens der todte Buchstabe. Der chirurgischen Werke aber gab es viele: daher bedurften die *tirones* der schriftlichen oder mündlichen Anleitung, damit es ihnen bei der Auswahl der Werke nicht ergehe wie einem Wanderer, „der sich in einem unbekanntem, dicken und weiten Walde verirret, daraus er ohne Wegweiser nicht zu kommen vermag“. Das erste Buch, welches der Lehrjunge in die Hand bekam, war eine *Institutio chirurgiae*, welche den Zweck hatte, einen Abriss von dem zu geben, was die Wundarznei umfaßt. Ein sehr gebräuchliches Buch dieser Art war die „Anweisung zur Wundarznei“ von Jessen 1674. Danach erst folgten größere oder *Special*-Werke. Als Handbücher der gesammten Wundarznei standen die Werke des Fabricius ab A und Paré im höchsten Ansehen. Unter den deutschen Autoren ist im 16. Jahrhundert Würtz der gelesenste. Sehr verbreitet ist im 17. Jahrhundert die *Officina aurea* von Andreas de Cruce. Daneben sind eine große Anzahl *Special*-Werke über Augenkrankheiten, Brand, Steinschnitt, Wundbehandlung, Geschwulst u. A. von Bartisch von Königsbrück, Fabricius von Hilden, Gelmann, Fiemus u. A. im Brauch. Im 17. Jahrhundert entwickelt sich ein Literatur-Zweig, welcher als Vorläufer unserer Fach-Zeitschriften anzusehen ist, gerade in Deutschland zu schönster Blüthe. Das sind die *Observationes* oder Beobachtungen, Sammlungen von Krankengeschichten, welche von Fabricius, Scultetus, Muralt und

Anderen veröffentlicht wurden. Eine besondere Art chirurgischer Lehrbücher bilden die *Examina chirurgica*, welche, als Eselsbrücken in Form von Frage und Antwort geschrieben, sich einer gewissen Beliebtheit erfreuten. Vor den Schriften des Paracelsus hütete man die jungen Wundärzte mit ängstlicher Sorgfalt und gestattete ihr Studium nur denen, welche bereits einen guten Grund gelegt hatten und welche wie die Viene es verstanden, aus allen Blumen nur das Süßeste heraus zu ziehen.

Das typische Programm der chirurgischen Ausbildung umfaßte sonach als Hauptkapitel: die Anatomie, die *Materia chirurgica* und die Chirurgie, wozu sich später die Geburtshilfe gesellte. Dieses Programm unterlag in Wirklichkeit den weitgehendsten Schwankungen, denn für eine gleichmäßige Durchführung desselben gab es im deutschen Reiche nur an wenigen Orten eine Gewähr. Das Einfachste wäre ja gewesen, wenn jeder Wundarzt seine Befähigung zur Praxis durch eine Prüfung nachgewiesen hätte. Aber diese Einrichtung fand sich nur in wenigen Städten. So wurde in Köln jeder Barbierer nach der Lehrzeit in der Zunft geprüft; Fremde, welche als Bruchschneider oder Staarstecher vorübergehend ihre Kunst in der Stadt ausüben wollten, mußten sich vor den Professoren der Medicin einem Examen unterwerfen. Diese theilten das Ergebnis dem Rathe der Stadt mit, welcher, je nach dem, den Aufenthalt gestattete oder nicht. Kunstfehler oder Nachlässigkeiten wurden von der Obrigkeit bestraft. In ähnlicher Weise sorgte die Stadt Zürich dafür „daß sich keine ungelehrte, unerfahrene, unexaminierte, höchstschädliche Winkelärzte einschlichen.“ So nützlich diese Einrichtung hätte sein können, sank sie durch Indolenz der Behörden herab zu einem ganz bestimmten, werthlosen Schematismus. Industrielle Leute fertigten solche Meisterstücke (wie sie es nannten) an, welche unter den Kandidaten willige Abnehmer fanden.

Das Schlimmste war, daß die Ausübung der wundärztlichen Praxis keiner Kontrolle unterworfen, daß der geprüfte, tüchtige Wundarzt dem Pfluscher gegenüber völlig schutz- und rechtlos war. Fabricius kannte einen berühmten Steinschneider, dessen Lebenslauf sich folgendermaßen gestaltet hatte: Zuerst hütete derselbe bei einem Bauer in Burgund die Säue; nachdem er sich hier im Schweineschneiden eine gewisse Geschicklichkeit erworben, machte er bei einem seiner Confratres auf dessen Wunsch den Bruchschnitt. Da diese Probe gut ablief, so ging der bisherige Sauhüter als Bruchschneider in fremde Länder, zog schöne Kleider an und hielt sich einen Diener. Vom Bruchschneider wurde er bald ein Steinschneider und schließlich schnitt er Glieder ab und die todte Frucht aus der Schwangeren Leib — nie wurde er von der hohen Obrigkeit belästigt. Mit unerhörter Leichtfertigkeit und jeder Scheu bar unternahmen gewissenlose Marktschreier die gefährlichsten Operationen ohne die geringsten

anatomischen oder chirurgischen Kenntnisse. Empirici, Versuchsärzte, hießen Solche, die ohne vorhergegangenen Unterricht nur die Erfahrung zu ihrer Lehrmeisterin machten. Auf's Gerathewohl fingen sie die Praxis an „und wenn schon 100 Bauern kosten sollte, gilt ihnen eben gleich.“ Fabricius erzählt, wie ein Steinschneider in Cöln auf bloße Vermuthung hin den Schnitt machte, und als er keinen Stein in der Blase fand, ließ er geschwind einen solchen aus dem Aermel in die Zange fallen. Die Umstehenden merkten den Betrug; der Steinschneider wurde bestraft und ausgewiesen, um — an einem anderen Orte seine Thätigkeit fortzusetzen. Fabricius hatte die Exstirpation des Kropfes bei einem 10jährigen Mädchen als zu gefährlich abgelehnt; ein Empiricus machte sich sofort an die Operation, und das Mädchen starb unter dem Messer. Ein deutscher Edelmann hatte an der Innenseite des Oberschenkels eine Geschwulst, die ein Empiricus zu exstipiren sich erbot. Bei dem Mangel anatomischer Kenntnisse durchschnitt er alsbald die Schenkelarterie, und der Kranke verblutete. Bis zu welchem Grade die Gewissenlosigkeit reichte, zeigt die von Wierus mitgetheilte Erzählung: Ein Mönch, der wegen Ehebruchs harte Strafe fürchtete, gab vor, an einem Bruche zu leiden. Ein Bruchschneider operirte, nachdem er sich mit dem Prior über die Bezahlung geeinigt, den vorgeblichen Bruch in der Weise, daß er beide testes weg schnitt! Der Mönch aber war nunmehr in der Lage seine Unschuld darzuthun. Aehnlich sah es in der Geburtshilfe aus, und wiederholt wird berichtet, daß statt der Nachgeburt der Uterus zu Tage gefördert und amputirt wurde.

Thatsächlich treibt neben den eigentlichen Wundärzten eine große Schaar gemeinschädlicher Menschen offen und unbehelligt ganz nach Belieben chirurgische Praxis. Bessere Wundärzte kennzeichnen dieses Unwesen und suchen dasselbe in zeitgemäßer Ausdrucksweise zu bekämpfen. „Es ist die Verachtung der Chirurgie so weit kommen, — sagt Peter Uffenbach — daß auch die allerverruchteste Person sich in dieselbige einschleichen, sintemalen fast kein Scharfrichter auf den allergeringsten Märkten und Flecken gefunden wird, der sich derselbigen nicht unterfängt.“ Johann von Muralt eifert gegen die Quacksalber, Bullendoctoren, Spiegelschauer und Marktschreier, deren Recipe ein Decipe,

Deren Hirschzift und Recept
Voller Trug und Lügen klebt.

Wenngleich einzelne Empirici in ihrem Fache eine nicht zu verachtende Virtuosität erlangten — Horstius bezeugt 1620, daß der Steinschneider von Ulm an die 2000 Stein- resp. Bruchsnitte ausgeführt habe — so richteten sie doch im Allgemeinen das größte Unheil an. Gewöhnlich zogen sie von einer Stadt zur andern, so daß sich immer wieder Gimpel fanden, die in ihre Netze gingen. Außer diesen mittelalterlichen Specialisten gab es noch ganze

Massen beiderlei Geschlechts, welche den nicht operativen Theil der Chirurgie in abergläubisch-mythischer Weise bearbeiteten. „Beneben den unerfahrenen Landbetrügnern — heißt es bei dem eben erwähnten Uffenbach — Henkersbuben und andere Thresgleichen, findet sich der andere, welcher Wunden und äußere Schäden mit allerlei Segen, geweihtem Wasser zc. zu heilen unterstehen in solch unermesslicher Zahl, daß ich fast so viel Zungen als Haar auf dem Kopfe bedürfte, derselbigen Künste sämmtlich zu erzählen.“ Daß in einer Zeit, in welcher der Aberglaube sich zu einer Großmacht ersten Ranges emporschwingt, das Gebiet der Wundarznei nicht frei von mythischem Humbug bleibt, ist an sich nichts Auffallendes. Die allgemeine Hilflosigkeit drängte die Menschen ja förmlich dazu, ihr Heil mit dem Ueberirdischen zu versuchen. In erster Reihe bemühten sie sich, Blutungen durch Beschwörungsformeln und Zeichen zu bemeistern, von denen ganze Sammlungen überliefert sind. Demnächst behandelten sie Wunden und in den Körper gedrungene Fremdkörper. „Etliche sprechen, die Beine, Fischgrät, oder was etwa im Hals ist stecken blieben, herauszubringen, diese Wort: gleichwie Christus den Lazarus von den Todten auferwecket und aus dem Grabe herausgebracht, und gleichwie der große ungeheure Walfisch den Jonam am dritten Tage wiederumb von sich ausspiewete, also gebiete Du, heiliger Blasi, daß dieses Bein diesem guten Freund — hiemit den Hals des Patienten antastend — aus dem Halse hinwegkommet und entweder über sich heraussteige oder von unten hinab weiche.“ Schlimmer als dieses ist, daß die wissenschaftliche Chirurgie selbst zur Kultusstätte des Aberglaubens wurde, daß hochangesehene Wundärzte und kühne Operateure an diesem Affenspiele theilnahmen und allerlei mythische Dinge zu integrirenden Bestandtheilen ihres Arzneischatzes machten.

Einzelne Städte ausgenommen, übte in jener guten alten Zeit jeder, dem es in den Sinn kam, Chirurgie praktisch aus: „leichtfertige Landstrolcher und alte Wettermacherinnen treiben ihre Büberei und Vermessenheit nicht ohne vieler Menschen Verderben und Untergang“ — ohne daß die hohe Obrigkeit sich im Geringsten darum kümmerte. Ja, in vielen Orten werden solche Buben und Schwarzkünstler von hochgestellten Personen erfahrenen Ärzten vorgezogen. Fabricius wirft daher mit Recht Fürsten und Herren vor, daß sie die Arzneikunst mit Füßen treten und es zulassen, wie unerfahrene Leute um Leib und Gut gebracht werden. Freilich konnte man vielen der Wundärzte nicht nachsagen, daß sie ihr Leben allzu streng nach den Gesetzen der guten Sitte einrichteten. Schon die angehenden Wundärzte gaben zu allerlei Klagen Anlaß: anstatt sich der Anatomie zu befleißigen, brachten sie ihre Zeit zu mit Spielen auf Instrumenten, lasen den Culenspiegel und Amadis, waren dem Wein und andern bösen Dingen ergeben und belustigten sich mit unnützen Händeln.

Auch später setzten die meisten diese „lustige“ Weise fort. Neben andern kleinen habituellen Schwächen besaßen sie in hohem Maße eine generelle Vorliebe für geistige Getränke. Während sie prahlend ihre Künste rühmten, saßen sie Tag und Nacht bei Wein und Bier und „füllten sich wie die Schweine.“ So berechtigt erschien dieser nationale Hang, daß begangene Fahrlässigkeiten einfach durch Trunkenheit entschuldigt wurden. Immer von Neuem wird daher vor diesem Laster gewarnt, und Würz ist gutmüthig genug, seine Warnung mit folgenden Worten zu begründen: „Wie soll ein voller Wundarzt eine Wunde beschauen, wenn er Nichts oder Alles doppelt siehet.“

Es kann nicht Wunder nehmen, daß unter solchen Verhältnissen der wundärztliche Stand kein angesehenener war; was in aller Welt rechnete sich nicht zu ihm! Die Spaltung der Arzneiwissenschaft war in Folge dessen eine so schroffe, daß Medici und Chirurgen sich wie zwei feindliche Parteien gegenüber standen. Beschäftigte sich ein Medicus mit der Wundarznei, so beklagten sich die Chirurgen, daß ihnen Unrecht geschehe. Andererseits wieder hielten weitaus die meisten Medici die Ausübung der Wundarznei für ihrer nicht würdig. Wohl aber wollten sie die Wundärzte beaufsichtigen und ihnen Vorschriften geben. Am schlechtesten fuhren bei solcher Sachlage die Kranken und die Wissenschaft. Viele der Besten erkannten übrigens beiderseits diese Uebelstände und versuchten, die zwischen Leib- und Wundärzten bestehende Kluft zu überbrücken. Die Wundärzte mußten vor allen Dingen durch wissenschaftliche Tüchtigkeit und äußere Wohlstandigkeit das Ansehen des Standes und damit die gesellschaftliche Stellung heben. Die Medici aber mußten verlernen, auf die Wundarznei dünkelfhaft herab zu sehen und anfangen, sich mit ihr zu beschäftigen.

Wie nun das ganze Streben einer Zeit nicht selten in einer hervorragenden Persönlichkeit seine Verkörperung und gleichzeitig einen begeisterten Vorkämpfer findet, so erging es auch der deutschen Wundarznei. Diese Persönlichkeit aber ist Fabricius aus Hilden, ein Mann, dem an Ruhm seines Namens keiner der großen Chirurgen unserer Tage verglichen werden kann. Nachstehende Angaben, die ich aus seinen Briefen und Schriften zusammengesucht habe, dürften um so willkommener sein, als Fabricius gewissermaßen das leuchtende Urbild eines deutschen Wundarztes jener Zeit darstellt. Am 25. Juni 1560 zu Hilden, unweit Düsseldorf, geboren, finden wir ihn als 16 jährigen Knaben in der Lehre bei dem Wundarzt Dumgens in Neuß. Nach Ablauf seiner Lehrzeit ist er etwa von 1581 bis 1584 Schüler des von ihm hochgeachteten Cosmus Stolanus, des Wundarztes des Herzogs von Jülich-Cleve-Berg in Düsseldorf. Nach dem Tode des Meisters kehrt er in seine Vaterstadt zurück und geht von da zu seiner weiteren Ausbildung nach Frankreich und der Schweiz.

In Metz begegnen wir ihm bei Joh. Bartisch, und in Genf bei Griffonius, der mehrere Jahre hindurch sein Lehrer war. Auch in Lausanne und Cöln liegt er seinen Studien ob; noch im Jahre 1585 nennt er sich einen tiro der Chirurgie. In den Jahren 1590 bis 1600 practicirt er vorwiegend in Hilden und Cöln, nimmt dann einen Ruf nach Peterlingen im Districbürger Land an und übt dort und in Lausanne bis 1611 die Praxis. Später wurde er Leib- und Wundarzt des Markgrafen von Baden und der löblichen Stadt Bern: *illustrissimi Marchionis Badensis necnon inclytæ reipublicæ Bernensis Medico-chirurgus*. Der letzte aus Bern von ihm geschriebene Brief ist datirt vom 21. Februar 1632.

Die Ausübung der chirurgischen Praxis unterschied sich wesentlich von der heutigen, denn da dem Wundarzt weder Krankenhäuser noch Kliniken zu Gebote standen, so behandelte er seine Kranken ambulatorisch, oder er besuchte sie, begleitet von seinen Schülern, in ihren Wohnungen. Wurde er zu einem entfernt wohnendem Patienten gerufen, so blieb er nöthigenfalls wochen- oder monatelang in dessen Hause. Auf diese Weise hatte das Leben etwas Anstetes, und der Wundarzt brachte einen großen Theil seines Daseins auf Reisen hin. Schon 1581 sendet Cosmus Slotanus den jungen Fabricius in das Städtchen Langenberg, wo er monatelang in einer Herberge wohnt und die Patienten seines Meisters behandelt. In ähnlichem Auftrage wandert er wiederholt nach Duisburg und Cleve. Später, namentlich aber von 1590 an, wächst mit seinem Rufe auch die Praxis mehr und mehr, bis sich dieselbe allmählich über das ganze westliche Deutschland, die Niederlande, Südfrankreich und die Schweiz erstreckt. Vornehme und reiche Leute schätzten sich glücklich, wenn es ihnen gelang, Fabricius als Arzt zu gewinnen. Den Fürsten Radziwill begleitet er 1610 nach Pfeffers, und 1617 treffen wir ihn bei dem Edeln von Riedesel zu Eisenbach in Hessen. Bald ist er in Murat, bald auf Schloß Sachsenwald, bald wieder am Hofe des Grafen v. Falkenstein. Nach Augsburg und Ulm gerufen, wird er vom Rathe der Stadt mit Ehren überhäuft. 1611 bereist er die Niederlande, besucht seine Verwandten in Hilden und ist am 11. Oktober 1612 in Mühlheim bei Cöln. Ueberall wo er sich aufhält, wird seine Hilfe in Anspruch genommen. Auf der Rückreise spricht er in Gießen vor und wird von Gregorius Horstius bis nach Heidelberg geleitet und am Hofe des Landgrafen von Hessen in Darmstadt eingeführt. Kaum in der Schweiz angelangt, begibt er sich wieder auf drei Monate zum Herrn von Dalberg nach Worms.

Neben diesem bewegten, ruhelosen Leben der Praxis, aus dem ich nur einige wenige Züge mittheilte, entwickelte er eine großartige schriftstellerische Thätigkeit. Er stand im Briefwechsel mit den Leibärzten des römischen Kaisers, der Könige von Frankreich, England, Dänemark, Polen und Ungarn, mit Grenzboten III. 1877.

denen zahlreicher Kurfürsten, Grafen und Herren. Er korrespondirte mit verschiedenen Lehrern der Hochschulen zu Leyden, Genf, Freiburg, Basel, Straßburg, Heidelberg, Altorf, Wittenberg und andern bedeutenden Gelehrten und Ärzten. Sie theilten einander besonders schwierige und interessante Fälle mit, einer des andern Urtheil erbittend. Außerdem aber schrieb Fabricius einzelne höchst werthvolle Abhandlungen, die eine ganz ungewöhnliche Verbreitung fanden. Er veröffentlichte sechs Centurien Beobachtungen, die theils aus eigener, theils aus Anderer Praxis gesammelt sind. Aus seinen Schriften leuchtet ein reicher Schatz des Wissens, eine hohe Auffassung seines Berufes und ein schlichter frommer Sinn hervor. Er war in der That ein *vir doctus et pius*.

Während heute der Chirurg seine Kranken vor der Operation mit Chloroform betäubt, verlangten die damaligen Wundärzte, daß alle Anwesenden niederknieten, um in andächtigem Gebet Gottes Beistand zu erflehen. Fabricius hat sogar in der letzten Ausgabe seines Buches vom Brande solche Gebete drucken lassen. Bei gefährvollen Operationen war meist ein Geistlicher zur Stelle, welcher mit lauter Stimme Gebete herlas; besonders muthvolle Kranke sprachen diese selbst und wußten sich wohl, wie die Märtyrer, in solchen Grad der Abstraktion zu versetzen, daß sie die Schmerzen nicht empfanden. Bewundernswerthe Beispiele mannhaften Muthes werden uns mitgetheilt. Ich erwähne als solches nur folgendes: der kaiserliche Rath Geitzcoffler wurde 1610 (von Fabricius) am Stein operirt; er bewegte während des Schnittes kein Glied, noch viel weniger schrie er, sondern verrichtete vor wie nach der Operation ruhig sein Gebet.

Ganz besonders interessirte sich Fabricius für Anatomie; er hat zahlreiche Leichenöffnungen vorgenommen und von vielen derselben das Ergebnis mitgetheilt. Er wird nicht müde, die jungen Wundärzte anzuweisen, läßt sie einzelne Theile des Körpers präpariren und zeigt ihnen Operationen an der Leiche. Im Jahre 1609 hat er ein künstliches Auge als Modell angefertigt, an welchem er die einzelnen Theile demonstirt. Einem Bruchschneider, der die *Exstirpatio bulbi* machen will, unterrichtet er am Schädel über diese Operation und zeigt das von ihm hierzu erfundene Messer.

Schon 1590 war er in Hildes vermählt mit Maria Colinetea, welche sich (wohl unter Leitung ihres Vaters) zu einer geschickten Wundärztin und Geburtshelferin ausbildete. Sie war in der Behandlung von Frakturen und Luxationen ebenso gewandt und beherzt wie in der Ausübung schwerer Entbindungen. Drei Mal erlebte Fabricius eine Pestepidemie mit all ihren Schrecken und Plagen; zwei seiner Kinder erlagen der Seuche. Sein Sohn Johannes erhielt 1620 einen Platz im Spital zu Lyon, um die Chirurgie zu erlernen. Fünf Jahre später ging derselbe zur weiteren Ausbildung nach Padua, starb

aber im Sommer 1627 auf einer Reise in den Niederlanden. Fabricius selbst war bis zu seinem 13. Jahre ein kränklicher Knabe, lag 1575 sechs Monate lang an der Pest, erfreute sich aber danach einer dauerhaften Gesundheit. Im vorgerückteren Alter jedoch ereilte auch ihn das Geschick manches großen Wundarztes in Gestalt des Zipperleins, welches sich oft gerade zu recht ungelegener Zeit einstellte; so hielt es ihn einmal mehrere Wochen in Karlsburg fest.

Während seiner häufigen Abwesenheit lag die Praxis daheim in den Händen der Frau Colineta und seiner Schüler oder Assistenten. Viele von diesen scheinen im Hause ihres Meisters gewohnt zu haben, wenigstens darf man das aus dem Ausdruck *convictor* schließen. Als solchen finden wir unter andern (1604) Albert Haunzweig aus Berlin, ein Beweis dafür, wie weit der Ruf des Fabricius als Lehrer gedrungen war, obwohl er weder über einen Lehrstuhl, noch über eine Klinik zu verfügen hatte.

Dies in kurzen Umrissen das Leben des Fabricius. Aehnlich gestaltet sich das aller namhaften Chirurgen, nur daß es sich in engeren Grenzen bewegt. Viele von ihnen sammeln ihre Erfahrungen im Felde, wozu sich ja reichliche Gelegenheit bot, und nehmen dann eine feste Stellung als Stadt- oder Leibärzte an. Josef Schmidt lernte bei seinem Vater Balthasar Schmidt in Augsburg, war dann fünf Jahre kaiserlicher Feldchirurg und schließlich „Barbierer, geschworener Wund- und Brecharzt zu Augsburg“. Purmann, ein geborener Schlesiener, hatte zum Lehrmeister den „weltberühmten Chirurgus“ Paul Rumpelt in Großglogau (1665—67) und den Okulisten Josef Stipfen. Er diente 12 Jahre in der kurbrandenburgischen Armee, trieb während dieser Zeit im Elsaß, in Westfalen, Mecklenburg und Pommern Gelegenheitspraxis, war von 1680—85 Wundarzt in Halberstadt und danach Stadtarzt von Breslau. Purmann ist eine ähnliche Erscheinung wie Fabricius, aber nicht so bedeutend. Auf die Anatomie legt auch er großen Werth; 1674 fertigte er vor Straßburg aus dem Körper eines Gefallenen ein Skelet an, welches er nachher dem Physikus Becker in Rottenburg schenkte.

Wenn so aus den Reihen der Wundärzte einzelne Männer zu höchstem Ansehen gelangen und dadurch einen hebenden Einfluß auf die Gesamtheit ausüben, so fangen anderseits gelehrte Medizi in größerer Zahl an, Chirurgie wirklich zu treiben. Hatte doch schon Paracelsus die Vereinigung dieser beiden großen Disziplinen gefordert, und ebenso verlangt Fabricius, daß jeder Medicus die Wundarznei nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch erlerne. Zahlreiche Kandidaten der Medizin werden seine Schüler; vornehme Medici wiederum unterrichten angehende Wundärzte und bemühen sich, die Chirurgie zu Ehren zu bringen. Unter diesen Letzteren nenne ich nur: Dr. Johann Scultetus in Ulm, Dr. Pfeizer, Physicus ordinarius der Stadt Nürnberg, Dr.

Volkamer, Mitglied des Collegium medicum daselbst, und Joh. von Muralt, chirurgiae et medicinae doctor in Zürich.

Die meisten deutschen Wundärzte schrieben in ihrer Muttersprache; Fabricius jedoch gab seine Werke, mit Ausnahme des Buches vom Blasenstein und vom Brande, lateinisch heraus. Lateinisch zu schreiben galt für vornehmer, und war dabei auch nur der eine Uebelstand, daß die wenigsten Wundärzte solche Werke verstanden. Mochten alle Bessern die Kenntniß der lateinischen Sprache für noch so nothwendig halten, die große Masse hatte weder Lust noch Gelegenheit, sie zu erlernen. Die natürliche Folge war, daß alle in fremder Sprache geschriebenen Werke in das Deutsche übertragen werden mußten, um sie den Wundärzten zugänglich zu machen. Gelehrte Medici hielten es für unter ihrer Würde, deutsch zu schreiben, eine Manie, welche übrigens der Chirurgie keinen großen Abbruch that.

Als Raymond Minderer seine *Medicina militaris*, ein etwa im Boeschen Sinne populär wissenschaftlich gehaltenes Buch, in deutscher Sprache schrieb, erachtete er es für nothwendig, sich deshalb in der Vorrede zu entschuldigen. Dieses Verfahren erregte aber das Mißfallen des spätern Herausgebers und Vermehrsers des beliebten Werkes, Cardilucius, der es für seine Pflicht hielt, es Minderer nicht ungeahndet hingehen zu lassen, „daß er das teutsche Schreiben verächtlich hält und vermeinet, es sei ihm weit rühmlicher, daß er vorher lateinisch geschrieben.“ Cardilucius benutzte nun diese Gelegenheit, sich über solche, die da meinen, gut deutsch sei geringer als lateinisch, in einer Weise auszusprechen, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt, und die gleichzeitig kulturhistorisch merkwürdig ist. Viele — so heißt es — sind in ihrer Muttersprache so ungelehrte Büffel, daß sie fast keine Zeile ohne Fehler schreiben können, und hergegen, wenn sie lateinisch schreiben, wohl in vier Bögen nicht ein vitium gemerket wird. Was mangelt unserer deutschen Sprache und welche andere sollte was Besseres aufweisen, das nicht so gut in unserer Sprache möchte geschrieben sein! Darum ihr begabte Landsmänner, lasset Euch durch solche ungeschliffene Schulfüchse nicht irre machen, Euer Talent in die deutsche Wechselbank auszuthun, nämlich deutsch zu schreiben! Und wem unter andern Nationen daran gelegen ist, der mag deutsch lernen! er hat eben die Ursache, die der Deutsche haben sollte, andere Sprachen zu lernen.

Wolken dorff.